II. Jahr. Heft 14.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Röck: Das Buch der Unsicherheiten / Hugo Neugebauer: Asklepiosopfer / Otto Pick: Die Probe / Bruno Frank: Nächtliche Alpenpost / Richard Smekal: Ausgleich / Carl Dallago: Parias Erhöhung / Arthur von Wallpach: Ohne Mittler / Ludwig von Ficker: Aus Kassian Kluibenschädels deutschem Literaturspiegel / Karikaturenfolge 38 Max von Esterle: Professor Th. Friedrich.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernröhre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Dez. 1911. Heft 14.

Das Buch der Unsicherheiten / von Karl Röck.

Heute, da ich jene Reihe von Betrachtungen, die von Carl Dallago im ersten Jahrgang des „Brenner“ erschienen sind, abermals gelesen habe — als den zweiten Teil seines neuen Buches — heute habe ich einen ganz anderen Begriff von diesen Produktionen, ich habe einen neuen Bewertungsmaßstab für sie.

Seinerzeit, beim ersten Lesen, mißverstand ich und mißverstanden wohl die meisten Leser etwas Entscheidendes an diesen Hervorbringungen: ihre eigentliche Verfassungsform, die Intention ihrer Darbietung. Dies verzerrte nicht wenig den Eindruck, den sie auf uns machten.

Um konkreter zu reden: wir nahmen jene Betrachtungen für Abhandlungen, ich faßte sie lange Zeit als Darstellungen auf, die sich von vornherein und unmittelbar an ein Publikum richten, so unmittelbar, wie ein Vortrag, eine Kritik, eine Besprechung an ein Publikum sich wendet oder auch eine Reiseschilderung, eine Erzählung.

Aber eben ein solches Verhältnis, ein so unmittelbares gegenüber einem Publikum besteht bei diesem Buche nicht. Es ist durchaus nicht eine übliche Art Sammlung von Aphorismen und kritischen Exkursen, von Schilderungen und philosophischen Betrachtungen, die man ja alle schon bei ihrer ersten Abfassung geradewegs an eine Oeffentlichkeit zu adressieren pflegt. Dallagos Werk ist weit eher eine Art Tage-

buch. Ja es ist geradezu ein Tagebuch, wenn man unter einem solchen nicht immer bloß eine trockene, möglichst in bloßen Schlagworten gehaltene Notierung hauptsächlich äußerer Begegnisse und Unternehmungen verstehen will.

Es dürfte jetzt schon einleuchten, wie sehr sich unter so verändertem Gesichtswinkel das Ganze und jedes Einzelne des Buches zu seinen Gunsten verwandeln mag. Im Allgemeinen: was uns als ein anmaßend übergreifender, ja als ein beschränkt idiomanischer Subjektivismus entgegenzutreten schien, enthüllt sich jetzt als ein völlig Anderes: als die kraftvolle Subjektivität (oder Persönlichkeit) eines Mannes, dessen Stellungnahme gegenüber aller Welt in seinem Tagebuche ganz natürlich nur die idiozentrische ist.

In der Tat: unser Gesichtswinkel war ein verschobener und ein verrückter, nicht die Stellung, die der Verfasser uns gegenüber einnahm, war verrückt. Wir wähnten, der Verfasser stelle sich uns enface gegenüber, während er sich uns doch nur im Profil zeigen wollte. Wir aber hielten dieses Profil für die Frontseite seines Antlitzes und konnten daher nicht genug staunen, wie verschroben und verzerrt ein Menschenangesicht doch aussehen könne.

Dies ist nun allerdings etwas zu drastisch ausgedrückt. So schroff ist der Unterschied in Wirklichkeit nicht. Im Gegenteil: es durchkreuzen, es verquicken sich in diesem Buche die beiden so verschiedenen Einstellungsformen gegenüber dem Publikum, die tagebuchartige und die unmittelbar publizistische. Der Verfasser selbst scheint bestrebt, sie zu verquicken. Er glaubte wohl, es sei nötig, daß er selbst dies tue. Während er doch schon durch die bloße Veröffentlichung seines Tagebuches uns veranlaßt hätte, ihm im Geiste so gegenüber zu treten, daß wir dem Sinnenden und zunächst nur zu sich selber Sprechenden gleichsam Aug' in Aug' gegenübergestanden wären; und dabei uns dennoch bewußt gehalten hätten, daß er uns unmittelbar nur sein „Profil"

zeige, nicht aber uns belehren und behelligen, unterweisen und — ignorieren wolle.

Aber seine schwerblütige, ja schwerfällige Ehrlichkeit verstand sich nicht auf diese künstlerische Fiktion: sein Tagebuch vollends so hinzustellen, als wäre es nie auch für jemand anderen geschrieben worden als für ihn selbst. Er hatte es von vornherein auch für die Oeffentlichkeit bestimmt und so war es ihm von Anfang an zugleich ein publizistisches Werk. Es war ihm von Grund aus auch ein Bekenntnisbuch.

In den ersten Worten des „Epilogs" zu diesem Buche sagt er es selbst: „Zurückschauend auf meine letzten Streifereien werde ich gewahr: was in mir und um mich vorging, es ist ein Buch geworden — es ist beinahe wie ein Roman geworden. Das Gepräge einer Bekenntnisschrift, das es trägt, dürfte dem Buche kaum Eintrag tun."

In einer gewissen Hinsicht tat es demselben (oder eigentlich zuerst den einzelnen Stücken aus diesem Buche) einen recht starken Eintrag: in der Wirkung nämlich auf ein breiteres Publikum. Dies mag dem Verfasser nun allerdings eher nebensächlich erscheinen; ja er scheint es so vorauszusehen und selbst gutzuheißen. Denn an anderer Stelle seines Schlußworts sagt er: „Da ist es fast wohltuende, sichernde Umzäunung, wenn ich herkömmliche Massenmachtsbegriffe durch mein Verhalten von mir abwendig mache und noch andere wuchernde Machtauswüchse unsrer Kultur, die nur durch eine Vielheit zur Macht kommen können, von mir entferne. Es sind lauter Dinge und Bestände, die mir dienen müssen, mich immer mehr in mich hinein zu verankern, was einem Jünger Pans ohnehin Lebensweg ist. Denn die Behausung Pans liegt in der Tiefe. Seinen Jüngern muß jede Art Ehrung der Menschen ein höchst Nebensächliches und Gleichgültiges bleiben. Was sollten sie auch mit Ehrungen anfangen von Seite der Verbreiter und Befestiger

von Dingen und Begriffen ‚denen sie wie Kerkern entronnen sind?"

Aber Dallago hat durch den publizistischen Anstrich, durch die sozusagen frontmäßige Wendung, die er seinem Buche mit so rückhaltlosem, aber auch unbeholfenem Bekenntnismute zuletzt doch noch gab, auch jenen weniger Zahlreichen, an deren Verständnis und Teilnahme ihm selber liegt und an die seine Veröffentlichung sich doch wendet, das rechte Verhältnis zu seinem Buche nicht wenig erschwert. Er mochte freilich nicht vermuten, daß Kapitelüberschriften und ähnliche Geringfügigkeiten, die doch wesentlich tagebuchartige Entstehung und Bestimmung seiner Darstellungen so sehr verschleiern könnten, daß man sie — insbesondere bei ihrer stückweisen Darbietung in dieser Zeitschrift — gar nicht mehr erfassen würde und ihren diesbezüglichen, lebhaft hervortretenden Charakter so ungünstig für ihn mißdeuten könnte. Denn verschleiern oder auch nur mit Bewußtsein schwächen wollte er diesen Charakter sicherlich nicht. Aber er mochte oder mag die Ueberzeugung hegen, daß er alle seine Ausführungen, sowohl dem Inhalte wie der Form nach auch ganz unmittelbar ans Publikum richten und sozusagen adressieren könne. Diese seine Meinung, die mir nicht unbedenklich erscheint, mag es erklären, warum er den Tagebuchcharakter seiner Darstellung so wenig betonte, nirgends ausdrücklich hervorhob und überhaupt die beiden Einstellungsformen gegenüber dem Publikum gar nicht auseinanderhielt, vielmehr sie unbekümmert in eins verschmolz. — Daß er einer so unweltläufigen Ueberzeugung huldigt, dies scheinen etliche seiner Versdichtungen zu beweisen, die meinem Geschmack ungenießbar sind, mögen sie auch inhaltlich bedeutend und für seine persönliche Entfaltung notwendig und förderlich sein; sie sind mir zwar sympathischer und erscheinen mir menschlich wertvoller als tausend geschmackvolle Verversungen aufgelesener, aufgeputzter, aufgelogener Empfindungen. Aber ästhe-

tisch genommen ist jenes plump gereimte und schwerfällig sechsfüßlerische Versgeholper des Zyklus „Lust“ und insbesondere das einiger „Episteln“ doch kaum erträglich. Und es gehörte ebensoviel ästhetische Weitherzigkeit wie außergewöhnliche Witterung dazu, um zu erkennen, daß jene ungeschlachten Formen wohl nur tappende, stolpernde Uebergangsstadien für einen Suchenden und Ringenden wären, der übernommene Formen sprengen und abstreifen und eigene sich ausgestalten will, welche erst sein Persönlichstes zu fassen vermöchten: eine monologartig unmittelbare Aussprache seiner denkerischen Betrachtungen und Gesinnungen, seines schwärmerischen andachtsvollen Schauens, ja seines innerlichen Trachtens und Vollbringens selber. Gewiß die sprödesten Stoffe und Vorwürfe, aber auch die kühnsten und seltensten. Und schon gerieten ihm solche neue Wuchsformen auch künstlerisch und sehen aus wie die nackten Leibhaftigkeiten einer kühn sich befreienden Menschenseele, einer Fesseln abwerfenden Innerlichkeit. Herrlich, selber wie ein baumartiges Wesen sich entfaltend, voll freier Hoheit in freieste Lüfte wachsend, hineingreifend in die Räume des Himmels zeigt sich das jüngste: „Inmichschau“. Und ähnlich naturhaft und durchaus gestaltet sind jene „Garben“: sechs epische Selbstgemälde, die unter sich selber in ganz einzigartiger Weise zusammenwuchsen zu einer zyklischen Einheit; entfalten sich doch in ihnen auf erstaunlich repräsentative Weise alle Himmelsrichtungen des strebenden Gefühls und schließen sich zu einem zaubervollen Kreis: zuerst erzählende Zurückrufung, gedenkende Betrachtung noch frisch lebendiger Vergangenheit; sodann vermöge unwillkürlicher Vergegenwärtigung lebhafteste Gegenwart; dann erst ein Versinken in eigentliche Erinnerung; nun aber machtvoll hervorbrechend ein zeitlos Verweilendes, aus dem sich zuletzt ein ahnungsvolles Ausschauen und Ausmalen, ja ein drängendes, treibendes Trachten nach neuer Zukunft entwickelt, die mit einmal

verheißungsvoll lockend vor der Seele steht. Und dies alles nicht bloß auf erfinderischem Vorstellen aufgebaut, nicht bloß gedacht und gedichtet, sondern eben erst eigentliche erregende Wirklichkeit. Was aber wäre spröder zu gestalten als diese — ohne Zwang, ohne Vergewaltigung? Ja sie läßt sich wohl, künstlerisch, überhaupt nicht gestalten, wenn sie nicht selber sich anbietet und gestaltet und sich gewissermaßen auch noch dichtet, außerdem daß sie sich ereignet. Aber dann ist sie, ihrer Entstehung nach, freilich die höchste Gattung, ist Gelegenheitsdichtung in einem sublimen Sinn. In einer solchen lebt der Gehalt in doppelter Lebendigkeit, lebt er ein zweifaches Leben: das unmittelbar echte der wirkenden, und das poetische der geistig wiedergeborenen Wirklichkeit. — Was bedeuten da Unfertigkeiten und Geschmacklosigkeiten in einzelnen Details neben so naturhafter Ausgewachsenheit des Ganzen! Mich dünken sie beinahe belanglos.

Ich bin scheinbar unnotwendig abgeschweift. Ich hatte von ungünstigen Wirkungen gesprochen, die sein hemmungsloser Bekenntnismut ihm eintrug. Und in einigen rücksichtslos unästhetischen Wagnissen, in einigen Versgedichten, lehnte ich selbst ihn ab. Und dennoch mußte ich alsbald wieder erkennen, wie nur diese wagende Hingebung an sein eigenstes Innerliches und Menschliches auch seine Künstlerschaft zu neuen, wenigstens zu selbstgeschaffenen, gerade ihm entsprechenden Formen führe, zu wirklich künstlerischen Gestaltungsformen. Etwas ganz Analoges kann man auch an seinen Prosadarstellungen erkennen. Ja mir wollen sich noch tiefer gehende Analogien zwischen seinen Vers- und seinen Prosaproduktionen zeigen und ich hoffe sie im Verlauf des Folgenden auch ans Licht fördern zu können.

Eins aber ist mir jetzt schon klar und deutlich: hätte sich ihm sein rein persönliches Darstellungsbedürfnis mit seinem publizistischen nicht schon von Anfang an zu so einfaltvollem Gefühl einer zwiefachen Stellungnahme verschmolzen,

hätte er geistgewandt und findig jenen künstlerischen Ausweg entdeckt, seine Darstellungen fiktiv als rein tagebuchartige zu verfassen und dann auch ausdrücklich als solche hinzustellen: so würde er sicherlich in der kleinlichen und allzupersönlichen Darstellungsform des üblichen Tagebuches stecken geblieben sein. Zwar kann auch solche Tagebuchform als dichterische Einkleidungsform behandelt werden; und ich habe wohl selbst schon Romane in derartiger Einkleidung gelesen, wahrscheinlich solche, die andernfalls als Ich-Romane dargeboten worden wären.

Und nun ist dies die eigentliche Intention meiner Ausführungen: zu zeigen, daß auch Dallago darnach trachtet, das Tagebuch als eine künstlerische Darstellungsform zu handhaben. Aber — und dies ist weit bedeutungsvoller — doch wieder nicht nur als dichterische Kunstform. Vielmehr zugleich, ja vor allem als eine Form, in welcher er sein Wollen und seine Gesinnungen auch ganz unmittelbar — nicht ausschließlich in poetischer Vergegenständlichung — aussprechen könne. Solchem doppelten Bedürfnis aber wurde, soviel ich weiß, das Tagebuch noch nie untertan gemacht. Und nun erkenne man, wie hier derselbe Doppeldrang schöpferisch wirksam ist wie in seinen Versdichtungen und insbesondere wie auch hier die Uebermächtigkeit des einen, des Bekenntnisdrangs, die entscheidende Um- und Neuprägung des Tagebuches vollbringt. Denn nur er, der wie jede ungebrochen auftretende Instinktkraft des Menschen gelegentlich auch wie ein Verächter aller Klugheit und alles Geschmackes sich benimmt, emanzipierte das Tagebuch aus seiner chronikhaften Gebundenheit und gab ihm großzügige Freiheit; schuf es zu einem Gefäße zwiefacher Lebensäußerung um; zu einem Organ unmittelbaren Wirkens, stellungnehmenden Kämpfens und Ringens und zugleich zu einer dichterischen Objektivierungsform dieses Lebens selbst. Dabei ist die Art der dichterischen Vergegenständlichung auch diesmal

jene, die am stärksten subjektiviert: ist Monologform und spricht zumeist das Präsens. Deshalb mögen manche die dichterische Intention gar nicht gewahr geworden sein: es mochte ihnen die dichterische Unmittelbarkeit ganz in die menschliche hinein verschwunden sein.

Aber freilich war es auch darum leicht sie zu verkennen, weil sein publizistischer, sein philosophischer Trieb, ganz so wie in seinen Gedichten, auch in diesen Prosaformen sehr oft sich ohne Rücksicht auf die künstlerischen Forderungen auswirkt, trotzdem er auch diese erfüllen möchte.

So ist, um dies schon hier zu sagen, insbesondere sein Stil oft recht sorglos und ungepflegt trotz seiner nicht gewöhnlichen, ja oft erstaunlichen Sprachbeherrschung. Er sieht, besonders infolge allzu häufiger Verwendung substantivierter Partizipien und Adjektive und infolge der Behandlung dieser, sowie echt substantivischer Abstrakta nach Art gegenständlicher Hauptwörter oft unerträglich reflektiert und also intellektuell aus und wirkt so bisweilen manieriert. Aber der sieht schlecht, der diese Manieriertheiten für gesuchte, für affektierte hält; und ein engherziger Formalist muß es sein, der nicht spürt, daß auch hier nur seine ungescheute Redlichkeit es ist, die ihn ganz so schreiben läßt wie er denkt; wobei dann freilich die sprachliche Schwerfälligkeit seines Denkens unverhüllt zutage tritt; aber eben dessen schämt er sich nicht, ja will solches eher noch bekennen und wohl gar zugleich darstellen. (Ein kühnes, aber wie mich dünkt, allzu naives Unterfangen!) Indes dürfte auch ein geschmackfroher Leser, dessen Sprachgenuß sich bei Dallago oft gestört fühlt, bei einiger Selbstbeobachtung gewahren müssen, daß auch seine Gedanken, so wie die der meisten „Gebildeten" von heute, bei ihrem erstmaligen sprachlichen Bewußtwerden sich in ähnlich spröde Worte kleiden. Und die persönlichen Unterschiede bestehen dann wesentlich nur darin, daß dem einen lieber selbstgeprägte Klischees, dem andern die allgemein verwendeten des heuti-

gen Zeitungsstils einfallen. Letzterem gelingt die „gewandte", ersterem bloß eine „manierierte" Schreibweise, falls er sein sprachliches Denken nicht noch nachträglich in Zucht nimmt. Immerhin aber wird man eine ungescheute Hingebung an den ersten sich anbietenden Gedankenausdruck gerade bei einem Tagebuch sehr natürlich und also auch publizistisch einigermaßen gerechtfertigt finden.

Schade ist nur, daß jene vorhin schon deutlich bezeichneten Sprachunziemlichkeiten auch den Genuß seiner Landschafts- und Stimmungsschilderungen oft empfindlich beeinträchtigen. Sie wären sonst so herrlich in ihrer gleichsam noch taubesprühten Frische, in ihrer seelenvollen und hellen Tiefe. Aber hier wirken jene Abstrakta peinlich analytisch und man hat zuweilen das Gefühl, als ob das seelische Erlebnis nicht sowohl in hingegebener Willigkeit gestaltet als mit mühsamer Reflexion, mit psychologisch sezierendem Verstande ans Licht gezerrt worden sei. Es ist dies zwar meist nur ein täuschender Eindruck, aber jene Sprachschwierigkeiten erzeugen ihn fast unwiderstehlich; zumal bei solchen Lesern, die an einer ausschweifenden, zu seelischer Hypochondrie neigenden Analysiersucht ihrer Gefühle leiden. Aber soviel dürfte wohl wahr sein: das hochausgebildete Sage-Vermögen seiner immer lebendigwachen Denkkraft kommt seiner poetischen Gestaltungslust im Ausdruck häufig zuvor; und ihm genügt dann diese psychologische Umschreibung, weil sie das Erlebnis ja ebenfalls unzweideutig bezeichnet.

Ich will einen solchen Satz hiehersetzen: „Einmal über die Schwelle des Gefühls getreten findet das Bild rasch weiteren Einlaß — betört das Gefühl, vervielfältigt sich und breitet sich in mich hinein als sein Beherrscher." Er steht im „Labyrinth der Wunder" und stört mich jedesmal aus dem versunkenen Schauen auf, in das mich die magische Einfachheit und Großheit der Gestaltung versetzte, welche wie dreifach und doch ganz einig in den ersten Strophen (Absätzen muß ich

sagen) lebt: denn hier ist Sagen und Gestalten eins, hier ist einfaltvolles Sagen auch zugleich hellstes Gestalten und das simple Lebenstun, von dem beide berichten, ist selber schon kühn beschauliches Gestalten, bildnerisches Formen an der unmittelbarsten Naturwirklichkeit:

„Rings weite weiße Winterlichkeit. Neuer Schnee ist gefallen —" u. s. w.

„Mein Dorf ist wie weglos; zumeist nur Pfade, ausgetreten von den vielen Spuren von Füßen. Meine eignen Tritte haben viele Neupfade, gleich Furchen, verschneite Wege entlang gelegt. Ich hielt Umschau auf dem Hügel von Bordalla, nachdem ich mir mühsam durch Schneeweiden den Weg dorthin gebahnt. —"

Ist dies nicht selbst ein künstlerisches, gleichnisfrohes Tun? Dieses kindlich mannhafte Bahnen neuer Pfade durch den tiefen Neuschnee? Von dem er so liebevoll berichten muß. —

Ich habe schon des öftern von einem philosophischen Trieb und Wirkungsdrang gesprochen, der Dallagos neuem Prosabuche wie sogar seinen Gedichten innewohne. Und jeder wird in seiner ganzen Geistes- und Sinnesart wenigstens jene Veranlagung wieder- und anerkennen, die man heutzutage als die eines Dichterphilosophen bezeichnet. Und nun glaube ich das „Buch der Unsicherheiten" in seinem entscheidenden Werte zu würdigen, wenn ich es als eine neue Kunstform betrachte, die dem Verfasser nicht allein für seine eigene Veranlagung zu schaffen, die ihm auch für jede verwandte zu finden gelang. Nichts geringeres scheint mir sein Ergreifen und Ausgestalten der Tagebuchform zu bedeuten. Denn dieser Denkertypus ist, zumal wenn in ihm der künstlerische Trieb dennoch vorwaltet, sehr wenig zu eigentlich systematischen Darstellungen geneigt. Er skelettisiert seine Ideen, die er in der lebensvollen Wirklichkeit und in schöner sinnlicher Leibhaftigkeit erschaute, nur höchst widerwillig zu abstrakten Begriffen. Denn seinem tief in das Schauen einge-

betteten Denken, seinem vorwiegend intuitiven Erkennen ist das anschauende Betrachten, das platonische Staunen zuletzt selber schon Endzweck und Ziel. Und seiner tiefsten Neigung würde daher eine bildnerische, der Plastik irgendwie verwandte Darstellungsart am besten entsprechen.

Aber wenn in solchem Denker der Wille zu objektiver, überpersönlicher Gültigkeit seiner Ideen, der Drang nach allgemeiner Anerkennung seiner Erkenntnisse übermächtig ist, dann sieht er sich gezwungen, von den konkreten Sinnbildern, in denen ihm seine Ideen anschaulich erschienen, immer mehr sich loszulösen und sie in blinde, dafür jedoch handliche Begriffe zu verwandeln. Und zugleich wird ihn der Trieb nach höchster Festigkeit und Sicherung seiner Erkenntnisse zur Ausbildung seiner logischen Baukraft und so zu einer mehr architektonischen als bildnerischen Formung seiner Ideen nötigen. Denn die Logik, die Lehre der Erkenntnis und der Begriffe ist für diesen Denkertypus, den man den Kosmotekten nennen könnte, ebenso wichtig wie für den Architekten die Kenntnis der Festigkeitslehre und die Freude an der dynamischen Mechanik.

Aber gerade diese architektonisch veranlagten Denker, die den machtvollen und machtdurstigen Trieb haben, ihre Welterkenntnis zu gleichsam kirchenartigen Bauten, zu wahren Münstern für den Glauben, für die Andacht und Erbauung Tausender zu fügen, gerade sie waren im Entscheidenden doch immer höchst persönlich und nur subjektiv. Nur subjektiv: denn sie meinten, sie trachteten objektiv zu sein. Sie strebten und wähnten ihre Erkenntnisdome für die Ewigkeit und alle Menschheit zu errichten, aber neue Denker stürzten die irgendwo fehlerhaft gefügten immer wieder oder sie wurden mit der Zeit von selber baufällig, begannen zu wanken und einzustürzen. Man denke etwa an Schopenhauer und sein gewaltiges System. Gerade er ist ein besonders typischer Vertreter jener stark intuitiven Veranlagung, bei

der jedoch der autoritative und darum auch der logisch architektonische Trieb vorwaltet.

Dieses Vorwalten ist aber oft ein tyrannisches, ist ein Unterdrücken und Knechten der eigentlichen bildnerischen Begabung. Der machtdurstige Wille unterwirft und opfert sie seinem autoritativen Bedürfnis. Und was noch unheimlicher ist: er opfert oft sein natürliches Leben, sein ganzes Menschentum diesem Drange nach allgemein gültiger Erkenntnis. So überwältigt dieser Drang selbst seine Persönlichkeit und macht sie sich zum Sklaven; unterbendet ihre rein menschliche Entfaltung, knebelt seine Innerlichkeit und lastet auf der also eingekerkerten wie ein dämonischer Alp. Und so wird die elementarische tiefere Menschennatur, die Lebenskraft und -Fülle solcher Veranlagung zwar wohl zum Vorschein kommen in ihrem domartigen Werke, aber nur wie eine Karyatide, auf welcher die ungeheure Last des Erkenntnisbaues derart wuchtet, daß sie mit eingepreßter Brust wie ein Verdammter stöhnt.

Dallagos eigenstes Philosophieren ist von einer völlig andern Art. Es geht jenen selteneren Weg, den lebendige Philosophie immer auch noch zu gehen tief innerlich sich sehnt; einen heute gleichsam winterlich verschneiten Weg, den unmittelbar tatmäßigen, in einem hoheitsvollen Sinne praktischen: den Weg der leibhaftigsten Selbstauswirkung, der befreienden Entfaltung reiner und voller Menschennatur.

Und dies ist nun in einem tiefern Sinn ein bildnerisches Sichbetätigen als jenes darstellerische, von dem ich sagte, daß intuitiv veranlagte Denker oft es ausleben möchten. Denn nicht dieser plastische Trieb war dem begrifflich-logischen als natürliche Ergänzung an die Seite zu stellen, als ich das philosophische Schaffen zu dem architektonischen und bildnerischen Kunstschaffen in Analogie setzte. Denn das wahre philosophische Schaffen ist kein eigentlich künstlerisches: es ist kein gegenständliches Wiedergeben, ist kein Neu-

erzeugen und Gestalten einer rein in sich selbst lebendigen, einmaligen Welt. Der Stoff, dem Philosophen Form zu verleihen streben, ist die unmittelbare Wirklichkeit selbst. Und so arbeitet der Philosoph sich Begriffe als Werkzeuge aus, die viele Gegenstände gleichzeitig erfassen und mit welchen er das Aussehen der Wirklichkeit derart bloßlegt, daß die wahren Züge ihres Antlitzes prägnant hervortreten. Solches ist die vornehmlichste Leistung der forschenden und Systeme bauenden Denker, deren Umwertungswille vorwiegend auf die allen Menschen gemeinsame Welt sich richtet. Und fast nur mehr dieses pflegen wir Heutigen uns unter philosophischer Betätigung vorzustellen.

Aber die auf sämtlichen Lebensgebieten so erstaunlich bildnerisch gesinnten Griechen verstanden unter Philosophie noch etwas anderes; ja die meisten ihrer Denker sahen es als ihre wichtigere Aufgabe an, ihr Denken und ihre Gesinnungen durch das eigene Verhalten und durch die Tat zu bewähren, und so ihre Menschlichkeit vollends zu entfalten. Dies aber ist allein bildnerische Auswirkung in einem philosophischen Sinn.

Und so möchte ich zuletzt die schöpferische Leistung, die in Dallagos Buche so unmittelbar sich kundtuend lebt und außerdem auch künstlerisch gestaltet sich zeigt, noch einmal mit Hilfe jenes Gleichnisses bezeichnen: sein Tun scheint mir dem Tun jener Neuerer vergleichbar, welche die plastische Darstellung des Menschen aus jener hieratischen Gebundenheit und karyatidenhaften Unterordnung unter die Architektur der Tempel emanzipierten und damit erst eine selbständige Plastik schufen; jene Plastik, welche den Menschen erst in seiner natürlichen freien Leibhaftigkeit zeigt. Denn am meisten die Machtgenossenschaften der Menschen haben von jeher den Einzelnen und die volle Menschennatur wie eine Karyatide behandelt, die vor allem ihre Gebäude tragen und stützen helfen solle.

Nach einer so ausführlichen allgemeinen Würdigung des „Buches der Unsicherheiten" kann ich jetzt aber auf eine kritische Betrachtung einzelner Stücke nicht mehr eingehen. Mir war die Hauptsache, das Buch nur einmal unter den richtigen Gesichtswinkel zu rücken: es als eine tagebuchartige Kunstform zu erweisen, in welcher sich ausnahmsweise das unmittelbare und das dichterische Leben zu einer neuen und außergewöhnlichen Einheitlichkeit verbündet haben; welche Vermählung bildnerischer Kräfte allein diesem Tagebuche seine großzügige Artung geben konnte.

Und auf den Inhalt einzelner Stücke einzugehen, dünkt mich wohl auch überflüssig. Denn den zweiten Teil des Buches kennen die Leser ohnehin. Mit Ausnahme des Kapitels „Parias Erhöhung", das ich freilich für das Herzstück dieses zweiten Teiles halte, wie das Kapitel „Natur und Beruf" für das des ersten Teiles. Denn diese Kapitel enthalten und enthüllen am überzeugendsten Dallagos persönliche Lage und Sinnesart, die äußere wie die innerlichste; handeln sie doch beide von seinem Paria-Begriffe und -Bewußtsein, in dem die ganze Demut wie der ganze Stolz seines vielgeschmähten Selbstgefühls herrlich sich kundtut. Und außerdem scheint mir in ihnen die Schilderung der Landschafts- und der eigenen Seelenstimmung besonders schön und wohlgeraten.

Carl Dallago: „Das Buch der Unsicherheiten", erschienen im Xenien-Verlag zu Leipzig.

Hugo Neugebauer / Asklepiosopfer.

Auf dem Berge ein Licht du
zwischen den Bäumen,
kindlich lächelndes Licht du
aus nachtendem Auge:
strahlender Knabe! —
Alles Sprossenden
geheime Kraft

ward dir verwandt
in der Wiege:
mit der Amme Milch,
aus der heiligen Ziege
strotzendem Euter
sogst du in dich
göttlicher Wissenschaft
von aller Kräuter
heilender Kraft
in Sud und Schleime
schlummernde Keime. —
Die der Donner geweckt
aus dem Schlaf in der Scholle,
alle hast du geschmeckt,
als dich im Wogengerolle
die gewaltige Hand,
die große, gerechte
zum Menschengeschlechte
hinuntertrug,
zu Spaten und Pflug,
hast du sie alle erkannt,
die deinem Blute verwandt
der Ziege Euter,
die heilenden Kräuter. —
Vor der Sonne Brunst
wahre mich, wählende Kunst! —
Wahre, du wirkender Wille,
mein Ohr vor Stille! —
Wahre, du waltende Macht,
mein Auge vor Nacht,
meinen Geist vor Wahn! —
Und diese Gabe,
du strahlender Knabe,
nimm gnädig an!

Die Probe / von Otto Pick.

Die Mutter trat in das beschattete Zimmer und rief: „Bobbi!“ Der kleine Robert saß behaglich auf dem Fensterbrett, mit dem Rücken an dem warmen Glas des einen Flügels, während die kurzen Beine gereckt die Fensterbreite auszufüllen strebten. Er löffelte wacker die lockere Eierspeise aus dem Teller auf seinem Schoße, so daß er den Ruf überhörte. Lächelnd begab sich die Mutter in die Küche zurück. Sie war beruhigt: Die Wohnung befand sich zwar im ersten Stock, aber Bobbi war so brav, man durfte ihn ohne Sorge seine Mahlzeit in der frischen Luft verzehren lassen. Während er den Löffel zum Munde führte, blickte er hinaus. In dem Neubau gegenüber kletterten die Jungen aus „seiner Gasse“ herum. Einige hatten sich unter dem Fenster zum Kugelspiel zusammengefunden. Robert sah ihnen mit Interesse zu, ohne das Spiel zu verstehen. Nur noch mechanisch aß er langsam weiter.

Die Kinder hatten einen roten Ziegel schief über einen Pflasterstein gelegt und ließen aus den gespreizten Fingern der an den Ziegelrand gelegten Hand die bunten Marmelkugeln in kleine Gruben rollen.

Robert fühlte Lust, mitzuspielen. Besonders verlockend erschien ihm eine größere Kugel aus buntgeädertem Glas, die nie ihr Ziel verfehlte. Er verfolgte das Spiel in wachsender Erregung, den Teller mit der linken Hand dicht an sich gepreßt, während die Rechte mit dem gelb überkrusteten Löffel die Bahn der glänzenden Kugel in der Luft nachahmend beschrieb. Auf einmal sprang ein Junge, der gierig diese Kugel betrachtet hatte, vor den Ziegelstein, fegte die Kugel aus ihrer Bahn, ergriff sie und lief rasch davon.

Erschrocken, mit aufgerissenen Augen sah Robert dieser Missetat zu, anfangs ohne ein richtiges Verständnis ihrer Bedeutung. Als aber die Jungen auseinanderstoben und

schreiend dem Dieb nacheilten, fiel Robert in ihre Rufe: „Die Kugel! Die Kugel her!“ ein und seine Beinchen strampelten erregt.

Plötzlich hörte die Mutter einen gellenden Schrei und als sie in das Zimmer stürzte, sah sie die Fensteröffnung leer. Entsetzt beugte sie sich hinaus und traute ihren Augen nicht: Das Kind saß in der gleichen Stellung wie vorher auf der Erde und streckte noch immer die Arme nach dem schlimmen Buben aus. Der Teller lehnte umgekippt an dem Ziegelstein. Die Mutter eilte hinunter auf die Gasse. Mit stürmischer Freude umschlang sie ihr Kind, ihre Lippen betasteten mit heißen Küssen seine Wangen und preßten sich auf seine Haare. Immer wieder hielt sie den Knaben von sich, um ihn recht betrachten zu können, so wie man Neugeborene zwischen gestreckten Armen hochhebt.

Als der vorsorglich bald herbeigerufene Arzt an dem Knaben weder innere noch äußere Verletzungen zu erkennen vermochte, stand es fest: Robert hatte in höchst wunderbarer Weise nach dem gefährlichen Sturze nicht bloß wohlbehalten, sondern auch in unveränderter Lage den Erdboden erreicht. Die Kunde hievon verbreitete sich bald in der Nachbarschaft, und der stille Knabe, der überdies an einem Sonntag geboren war, gewann den Ruf eines Glückskindes, das Gott lieb hat. Die alte Bedienerin seiner Eltern aber setzte in der Lotterie auf die Zahlen, die das Datum jenes Tages, die Stunde des Wunderfalls und Roberts Alter bezeichneten.

Der Knabe war damals fünf Jahre alt.

* * *

Robert wuchs auf, nicht anders als die übrigen Kinder, die mit ihm als mit ihresgleichen rauften und ihn, da er bei mittelmäßiger Gewandtheit kein Spielverderber war, an ihren lustigen Zeitvertreiben teilnehmen ließen. Die Behandlung, die er von seiner erwachsenen Umgebung erfuhr,

war indes behutsam und auf eine beispiellos glückliche Entwicklung des Knaben mit gläubiger Zuversicht rechnend. Da jedoch nicht alle Menschen, mit denen Robert in Berührung kam, jenes merkwürdige Geschehnis kannten, so hielt ihr, von der üblichen Art nicht abweichendes Verhalten dem Kinde gegenüber, der Verhätschelung durch seine Verwandten ziemlich das Gleichgewicht.

Einmal in den Schulferien ging Robert mit einem Kameraden in die innere Stadt, um die Schaufenster der Briefmarkenhändler zu mustern und gelegentlich in einem Delikatessengeschäft Reklamebildchen zu erbitten. Eben hatten sie in einem niedrigen Laden, der in einem Durchhaus sich befand, ein Päckchen Missionsbriefmarken für ihr wöchentliches Taschengeld erworben und traten auf einen sonnigen Platz mit Parkanlagen hinaus, als Robert heftig zusammenzuckend ein zischend flatterndes Geräusch wie von einem nassen Hadern über sich hörte. Er riß den Gefährten zurück und im selben Moment fiel mit dumpfem Krach vor ihnen ein heller Körper auf das Pflaster. Sie schlossen die Augen. Dann weckte sie der entsetzte Aufschrei eines Passanten aus ihrer Betäubung. Von allen Seiten strömten Leute herbei. Man rief nach einem Arzt. Robert war unwillkürlich vorgestürzt und sah nun mit aufgerissenen Augen durch die wechselnden Zwischenräume, die sich ihm hinter den Drängenden boten: Eine Blutlache, in der ein Hosenträgerzipfel schwamm, dann eine aufgeschlitzte dunkle Hose und auf einmal — wie von fahlem Blitz erhellt — ein kreideweißes Gesicht unter zerrauftem Haar. Bald erfuhr er alles. Der Verwundete — oder Tote — war ein Schusterlehrling, der sich aus dem Fenster gestürzt hatte. Robert fühlte eine würgende Angst, er wollte fliehen. Sein Gefährte war verschwunden. Als Robert sich durch die Kette der Neugierigen hindurchschlängelte, schimmerte ein Bein des Selbstmörders durch eine plötzlich entstandene Lücke dem Knaben entgegen

und er sah eine blutende zerwühlte Wunde über dem nackten Knöchel klaffen.

Robert stürmte nach Hause durch die warmen Straßen, an ruhigen Menschen vorüber. In seinen Träumen sah er noch nach Wochen die rote Wunde in dem weißen Fleisch brennen. Das aufregende, schwächende Traumgesicht verblaßte mit der Zeit und eines Tages, als Robert in die Nähe jenes Platzes kam, sah er den vermeintlichen Selbstmörder — er erkannte ihn sogleich — mit nachschleppendem rechten Fuße, aber frischer Miene durch den Park schleichen.

Als er diese Begegnung freudig seiner Mutter erzählte, empfand sie eine winzige kalte Enttäuschung, die sie sogleich unwillig als häßlich verwarf. Sie hatte dem Knaben den wunderbaren Zufall seiner Kindheit bereits mit Stolz berichtet und nun tat es ihr beinahe weh, daß Robert ruhig sagte: „Mutterl, dem Schusterbuben ist's eigentlich fast besser ergangen als mir. Denk doch: Er ist ja aus dem dritten Stockwerk gesprungen."

Es dauerte nicht lange, und Robert hatte dieses Erlebnis vergessen.

* * *

Als er die Volksschule verließ, waren seine Eltern unschlüssig, ob sie ihn die Realschule oder das Gymnasium besuchen lassen sollten. Da der Knabe keinen bestimmten Wunsch äußerte, und überdies sein Bruder bereits im Gymnasium war, so wurde Robert Realschüler. Der Verkehr mit den Gespielen hörte allmählich auf. Als er in die höheren Klassen der Realschule vorrückte, begannen ihm die exakten Wissenschaften langsam Schwierigkeiten zu bereiten. Nicht daß er ein schlechter Schüler geworden wäre. Aber es kostete ihn einen ansehnlichen Aufwand von Energie, sich mit der Lösung mathematischer Aufgaben zu befassen oder stundenlang über weißes Zeichenpapier gebeugt zu sitzen und ohne Begeisterung geometrische Beispiele zu zeichnen. Auch die

Naturwissenschaften ließen ihn kühl. Dagegen erfaßte ihn eine dumpfe Sehnsucht nach gewaltigeren Forderungen, die man ihm in den sprachwissenschaftlichen Fächern stellen müßte. Denn auf diesem Gebiete bewegte er sich mit schlafwandlerischer Sicherheit. Da seine Intelligenz sich mit den unsympathischen Gegenständen ohne Gefahr für die Fortsetzung seiner Studien zwar lustlos aber zur Genüge abfand und der Lehrplan ihn auf seinem Lieblingsgebiete nie vor komplizierte Probleme stellte, so häufte sich in seinem Innern ein reiches Lager unverwerteter geistiger Spannkraft.

Als er die Realschule absolviert hatte, empfand er weder eine strahlende Freude über den zurückgelegten Weg, noch den Begeisterungsrausch seiner Mitschüler, die den Pfad ins freie wirkliche Leben in zauberischer Schönheit vor sich zu sehen glaubten. Ruhig sprach er seinen Entschluß aus, die Hochschule nicht zu besuchen, sondern irgend einen praktischen Beruf zu wählen. Seine Mutter verzichtete auf die Hoffnungen, die sie in seine Zukunft als Ingenieur gesetzt hatte, und tröstete sich schließlich mit dem Gedanken, daß ihr Kind auf jeden Fall Großes erreichen müsse. Als Robert bald darauf in der Korrespondenzabteilung eines Exportgeschäftes arbeitete, begann die alternde Frau ihren Träumen eine neue Richtung zu weisen. Sie hoffte es noch zu erleben, daß ihr Sohn ein gewaltiger Handelsherr würde. Das Wie seiner weiteren Entwicklung war ihr zwar unklar, aber sie hatte sich seit dem wunderbaren Ereignis in Roberts frühen Jahren in den Glauben an ihres Kindes gottgeschützte Laufbahn innig versponnen.

Robert wurde ein einwandfreier Korrespondent und erlebte die nächsten Jahre in einfacher Ruhe, ohne sich Wallungen von Ehrgeiz und zielbewußtem Streben hinzugeben. Wohl hatte ihm die Mutter durch die wiederholte Erzählung des Wunders seiner Kindheit das Bewußtsein seiner dem Schicksal wohlgefälligen Fähigkeiten einzuschärfen versucht. Robert

hatte gelächelt und, als er die Mutter sich kränken sah, mit gespielter Hoffnungsfreude zugehört.

Als er sein geregeltes Leben beinahe schon als zwecklos zu empfinden begann und mechanisch an den Vergnügungen und nächtlichen Streifzügen seiner Berufsgenossen teilnahm, um sich zu beweisen, daß ihn doch nichts Wesentliches von ihnen unterschiede, kam auf einmal eine schöne Geschäftigkeit in seine Lebensweise. Er hatte an einem lieben Mädchen Gefallen gefunden. Nach einigen Monaten reizvollen Werbens ward ihm das Glück ihrer innigen Neigung zuteil.

Mit Hedwig erlebte er einen Frühling, der ihn vollkommen seinem ereignisarmen Dahindämmern entriß. Die Geschehnisse des Alltags begannen ihn zu ergreifen; er lernte die Menschen mit klaren Blicken betrachten; seine Berufsarbeit verrichtete er mit Eifer und in dem belebenden Bewußtsein einer wachsenden Begeisterung, die den ersehnten freien Stunden in Hedwigs Gesellschaft galt.

Die Wärme ihres täglichen Verkehres steigerte sich, so daß schließlich nur mehr das bange Verlangen nach der letzten Vereinigung Roberts Blut beunruhigte. Hedwig ahnte kaum die Verwirrung, die sich seiner allmählich bemächtigte. Sein ehrliches Wesen erschauerte vor dem Gedanken an die Notwendigkeit der plötzlichen Lösung dieses Verhältnisses, das ihn erhitzte und in einen Wirbel von Glück und Wehmut riß.

Es wurde Sommer. Die beiden jungen Menschen wurden nicht müde, im Sonnenbrand über staubige Landstraßen ins Freie zu wandern, vor die Stadt hinaus, bis sie im Schatten entlegener Waldungen sich dem Glück ungestörten Beisammenseins aufatmend überlassen konnten. Hier war es, wo die Gewalt seiner überhitzten Sinne Robert gleichsam unbewußt die schwerste Forderung an Hedwig stellen ließ.

Nach tändelnden Liebkosungen und heftigen Küssen, die ihre Gesichter glühend zu einander getrieben hatten, lagen die Verliebten mit unter dem Rücken verschränkten Armen

auf dem knisternden Waldboden und schauten in unruhigem Schweigen zum Himmel empor. Und während Hedwig mechanisch mit der rechten Hand ihr Haar von Blattstengeln und trockenem Laub befreite, sah Robert plötzlich in furchtbarer Klarheit den Abgrund vor sich, über dessen Rand ihre Liebe hinabzugleiten drohte. In wachsender Verwirrung erwog er die Unmöglichkeit, so weiterzuleben. Da er an eine eheliche Verbindung mit der Geliebten, die von einfacher Abkunft war und einem Beruf nachging, mit Rücksicht auf den Widerstand seiner Mutter nicht denken durfte, befand er sich erregt vor der Wahl zwischen der schmerzhaften Lösung ihres Verhältnisses oder —

Mit verzweifelter Glut umschlang er das Mädchen, seine Küsse fielen schmerzhaft und fremd in ihr Gesicht, auf die Wangen, in die Mundwinkel und wie Blutstropfen brennend über das wirre Haar der Schläfen... Dann hauchte er ihr küssend die Frage in das Ohr: „Willst du mein werden, sag, ganz mein...?“

* * *

Die Eile, mit der Hedwig am nächsten Sonntagnachmittag durch die Straßen ging, fiel allen Leuten, die so haftlos wie eben am Sonntag, zumeist in Begleitung, des Weges kamen, auf. Allmählich verlangsamte sie ihre Schritte. Ihre Blicke streiften verstohlen die Straßentafeln an den Eckhäusern. Sie begann unregelmäßig zu atmen und eine Glutwelle überfloß ihr Gesicht, um es nicht wieder zu verlassen. Dann bog das Mädchen in eine Nebengasse ein und schritt frei und entschlossen auf ein Haus zu. —

— Robert stand in dem gemieteten Zimmer und versuchte es gemütlicher einzurichten. Er nahm die Porzellanfigürchen vom hohen Rand der Sophalehne und verteilte sie auf dem Spiegeltisch und auf den kahlen Schränken. Frische Rosen ließ er aus den schlanken Vasen duften. Als Robert an den mit Erfrischungen bedeckten Tisch trat, um eine Fliege

von dem Aufsatz mit Obst zu verjagen, spürte er einen bittern Geschmack im Munde. Gleichzeitig bedrückte ihn die schwüle Luft des schlecht gelüfteten Zimmers. Er öffnete das Fenster; die Beklemmung wich nicht. Eine Verdrießlichkeit, die an Ekel grenzte, hatte von ihm Besitz ergriffen. Er hatte das sichere Gefühl, daß diese Minuten der Erwartung Häßliches bargen, ja daß dieses Warten unwürdig war. Ließ sich denn kein Ausweg mehr bahnen? Sollte dieses märchenschöne Verhältnis, das ihn beglückt und zu tätigem Leben erweckt hatte, enden wie ein schales Abenteuer von der Gasse?

Er lächelte schmerzlich. Würde sie überhaupt kommen? Nein, sie durfte es nicht tun. Er müßte sie hassen, wenn sie käme... Seine Gedanken verwirrten sich. Er sprang zur Türe und versperrte sie. Dann fegte er den Schmuck des Zimmers von den Möbeln herunter und warf die Blumen in den Winkel. Ihn besaß der einzige Gedanke: „Sie darf nicht kommen!"

Er murmelte diese Worte mechanisch vor sich hin, während er sich aus dem Fenster beugte, um die Gehsteige zu mustern. Er sah Mädchen in lichten Gewändern still und freudig vorübergehen. Ihre bunten breiten Hüte hinderten ihn, aus der Höhe des dritten Stockes die Gesichter zu unterscheiden. Doch er hätte Hedwig an ihrem Gang, an dem freien Schwung der Arme erkannt und an den unmerklichen Eigentümlichkeiten ihres Wesens, wie sie nur der Liebende untrüglich erkennt. Hedwig kam nicht.

Beruhigt und doch unmutig wandte Robert den Oberkörper in das Zimmer zurück. Da hörte er ein leises abgerissenes Pochen an der Tür. Er fuhr zusammen und stürzte zur Klinke hin. Doch nein, es mußte ein Irrtum sein; vielleicht hatte ein Fremder die Wohnungstüren verwechselt. Er war doch nicht kurzsichtig. Ganz deutlich hatte er im Sonnenglanz die Straßenbreite überblicken können. Mochte pochen, wer da

wollte, Hedwig konnte ja nicht hier sein. Er hätte sie bemerken müssen.

Aber wenn sie jetzt gekommen wäre, während er an der Türe stand und zitterte? Mit einem Satze war er beim Fenster und spähte erregt hinaus. Um ganz sicher zu sein, lehnte er den Rücken an den warmen Fensterrahmen und stützte die übergeschlagenen Beine seitlich auf das Fensterbrett, so daß eine leichte Neigung des Oberkörpers genügte, um ihn sowohl die Straße als auch die Türe beobachten zu lassen.

Da wiederholte sich das Pochen. Robert brauchte den Aufschrei, der ihm entschlüpfen wollte, nicht zu unterdrücken. Etwas krampfte ihm die Kehle zusammen, eine Ahnung erfaßte ihn. Vielleicht war Hedwig einfach auf dem diesseitigen Trottoir gekommen, dicht an die Mauern der Häuser gepreßt. Oder es war ein Bote, den sie gesandt hatte und der nun ungeduldig klopfte...

Wieder überkam ihn dieses häßliche Gefühl der Enttäuschung. Er fühlte seine Glieder, seine Gedanken erstarren; willenlos saß er auf dem Fensterbrett und sah verschwommen den Blick seines Spiegelbildes auf sich ruhen. Alles in ihm drängte nach einer Entscheidung. Er kämpfte seine Erregung nieder und begann seine Gedanken zu sammeln.

Ob sie gekommen war oder gar nicht käme, was hatte dies mit seinem Glück, mit seiner Zukunft zu tun? Ob er sie nähme wie eine Heilige oder wie eine Dirne, was bedeutete das für die Tage, die er noch zu durchleben hatte? Denn — nun fühlte er es, heißer als die Sonne, die ihm Wangen, Brust und Rücken sengte —: er liebte Hedwig mehr als sein Leben. Sie mußte sein werden vor Gott und den Menschen. Vor Gott...? Wie Schuppen fiel es da von seinen Augen. Stand ihm nicht das Recht zu, sich an den Glauben an das Wunder seiner frühen Jugend zu klammern? Vielleicht hatte die Mutter klar gesehen. Die Zeit des ereignislosen Dahindämmerns war nur eine Periode der Vorbereitung gewesen,

in der sich die geheimen Kräfte in ihm gesammelt hatten, während er gleichgültig dahinlebte und die Hoffnungen der Mutter bespöttelte. Die Probe... Es galt, das Schicksal auf die Probe zu stellen. Er hatte ja nichts zu verlieren. Hedwig...? Ihr zu Liebe sollte es ja geschehen. Und die Mutter? Ihr galt es den Glauben wiederzugeben, ihre Hoffnungen zu bestätigen. Er sah die geduldige Frau vor sich und hörte sie das wunderbare Geschehnis erzählen. Eine innige Zuversicht erfaßte Robert. Er erlebte das Wunder gleichsam wieder. Ganz lebendig war ihm alles: Er hörte die Knaben auf der Gasse rufen, die Sonne streichelte ihn warm, eine Glaskugel rollte bunt über den Sand... Roberts Gedanken stockten: Der Sturz, der Sturz?! Das Wunderbare fehlte noch; aber er fühlte, er würde es wieder empfinden. Denn nun war er überzeugt, daß es in ihm war. Und das Schicksal wartete, daß er es auf die Probe stelle. Und dann würde Alles gut werden —.

Die Türklinke knirschte, jemand rüttelte daran. Eine Stimme rief leise und bang: „Robert, Robert, bist du hier?"

Er erbleichte. Da war es. Das Wunder rief. „Ich komme gleich", flüsterte er selig lächelnd, beugte sich in die laue Luft hinaus und ließ sich niedergleiten.

Bruno Frank / Nächtliche Alpenpost.

Mit jedem Serpentin in wildre Welten
Schau ich hinein vom kalten Außensitze,
Schon peitscht der Eiswind dort die monddurchhellten,
Zerfetzten Wolken um die höchste Spitze . . .

Der Kutscher neben mir ist eingeschlafen,
Dem solche Nachtfahrt Pflicht und Last bedeutet,
Den Anstieg läßt er seinem starken, braven
Dreispann, das nickend in die Oede läutet . . .

Und jählings schneller klingen alle Schellen . . .
Aufschreckend faßt der Schläfer nach den Zügeln.
Des Passes Scheide. Ueber uns, im Hellen,
Ein Riesenvogel mit entspannten Flügeln.

Richard Smekal / Ausgleich.

In mein jauchzendes Lied
Quillt eine Wehmut,
Ein Gedanke von dem, was geschieht
In einer noch fernen Einsamkeit:
Und still wird mein Blut.

In mein trauerndes Leid
Klingt ein heller Ton
Aus einer fernen Fröhlichkeit
Und meine Sinne fühlen schon
Lächelnd und gut.

Helles Erlauschen,
Dunkles Verrauschen
Und gleicher Schlag von rot und blauem Blut.

Parias Erhöhung / von Carl Dallago.

Ein winterlicher Nachmittag. Mein Schritt ist talwärts gerichtet. Der weite, dunkle Klang der Weihnachtsglocken bringt mich für eine Weile wieder den Meinen zurück. Es geht rasch zu Tal, wie angezogen von unbestimmten Gelüsten. Immer weniger werden der Wellenlinien von Graten und Gipfeln, immer höher die zunächstliegenden Wandungen der Berge. Die Luft wird weicher und schmiegsamer, der Erdboden dunkler, mein Menschentum menschlicher, nachgiebiger und zutiefst wieder begehrlicher. Bald steh ich vollends in der Talsohle: Der weite See vor mir dunkelt weich in grauumflorter Bläue, die Weiten rings sind mit Glockenstimmen angefüllt. Himmel und Berge von Nebelstreifen durchzogen und in bleiche, müdschimmernde Schleier getaucht. Eine Witterung wie von jungen Weiberhänden gesponnen, die müde nach Liebe verlangen. Ich sauge alles wonnig wie süßen Duft in mich ein. Dann trägt mich mein Schritt hastig und in freudvoller Unruhe meinem Hause zu.

* * *

Weihnachtsmorgen. Der Tag ist kaum aufgestanden und sieht verschlafen und unlustig zum Fenster herein, das halb offen steht. Ein großes Glockensingen hat mich aufgeweckt. Kühle, herbe Luft fließt lautlos ins Zimmer. Das Wetter scheint verhangen und weich wie in den letzten Tagen. Von reichlichem Schlaf fühl ich mich erstarkt. Ich sehe mich in meiner Behausung um, die mir fast fremdartig vorkommt, so sehr gewöhnte ich mich an mein Stübchen im Bergdorf, wo ich lebte wie ein Eremit.

Etwas Unruhiges ist in mir — etwas Frühlingshaftes. Von Zeit zu Zeit wende ich den Kopf und horche auf das Nebenzimmer hin, wo mein Weib schläft. Dann setze ich mich im Bette auf. — Ich weiß nun, was meine Sinne füllt und versuche mein Wesen davon abzulenken. Ich rufe mir den Weihnachtsbaum vor Augen und die Freude meines Kindes

daran — das Glück in seinen strahlenden Augen. Es nützt nichts. Die Unruhe wächst in mir — es ist eine Fülle in mir wach, die mir fast weh tut — die mich zum Ausgeben drängt. Ich erhebe mich und gehe in die Küche hinaus, wo für mich ein kühles Bad bereit steht. Die kalte Nässe schlägt bald beißend um meinen ganzen Körper. Aber die Glut in mir ist noch immer da, sie kommt von innen heraus. Da tret ich, nicht länger verhehlend, wie ich bin, in das Zimmer meines Weibes. Es scheint eben erwacht zu sein und hat den Blick nach mir gewandt. Wie es mich so dastehen sieht, weiß es auch schon, warum ich komme, und es frägt mich, ob ich sie auch noch liebe. —

Der große Spiegel mir gegenüber fängt meine ganze sonnenbraune Gestalt auf, die schweigsam und noch feucht vom Bad aufragt, dampfend aus allen Poren der Haut. Eine Stimmung geht in mir um, die sich nichts vergeben will und lieber alle Not auf sich nehmen. So halte ich da mit meinem ganzen Verlangen, das Gesicht, daraus die Bartstoppeln rauh und ungepflegt noch von meinem Bergaufenthalt her hervortreten, wie abgekehrt. Und ich presse nur aus meiner Natur heraus, die sich ganz Paria fühlt in diesem Augenblick: daß ich keine Rechte will, nur ein Abgeben aus freien Stücken, — daß mir lieber wäre als unsere Ehe ein freies Zusammensein, das sich immer wieder aus sich selbst erneuern müsse im Verlangen der Liebe. Ich sehe noch die mächtige, helle Haarflut meines Weibes und das Weiß von Hals und Schulter zu mir herüber schimmern, und mein Blick haftet flüchtig daran. Dann wende ich mich ab und schreite etwas zwanghaft durch mein kühles Zimmer meinem warmen Bette zu. Bald vernimmt mein zitternd aufhorchendes Ohr einen willigen Schritt hinter mir von bloßen Füßen. Da jauchzen alle Stimmen in mir Beifall der Natur meines Weibes, und heller verkünden von draußen her die Weihnachtsglocken Freude und Frieden.

* * *

Der Nachmittag ist trüb und nebelig mit feuchtkaltem, winterlichem Luftzug. Ich wandere langsam die Ponalestraße hinan, die still und einsam daliegt in Feiertagsruhe. Die hohen, jähen Felshänge zur Seite ragen grau und schwer ins bleiche Gewölk hinein. Unten dehnt sich der See weit und wellenlos in bleichem Blau.

Eine müde Traurigkeit geht mit mir, die viel von der frostigen Welkheit des Tages in sich trägt. Es ist wohl nur ein Ebbezustand der Seele, der sich gleichsam als Hinterlassenschaft der Lustflut der Morgenstimmung geltend machen mag.

Ich bin in die Schlucht eingebogen, darüber die Brücke führt. Die Fahrstraße steigt rechts von mir in Windungen den Berg hinan. Die Felsenhänge über mir rücken mehr zusammen. Unten tost der Wasserfall, der sich mit weithin aufschäumendem Gischt in den See ergießt. Und indem ich auf der anderen Hangseite einen Pfad emporsteige, der ins Ledrotal führt, wird der weite Spiegel des Sees von den Felsenhängen immer mehr meinem Schauen entzogen. Zuletzt liegt er unten ferne, ein Dreieck, stahlblau leuchtend, mit dem einen Ende den mächtigen Baldohang bespülend, die anderen Ufer hineinbreitend unters wilde, jähe Gewände, das von mir aus zu beiden Seiten sich auftuend in den See hinaustritt.

Die Wildnis um mich greift wie ein Erkennen in meine Seele. Der rauhen Abgeschiedenheit mit den trüben Farben und der winterlich welken Luft entquillt eine Stimmung der Fügsamkeit — einer weiten Fügsamkeit für alles Geschehen in sich. Ich begreife: es ist eine Paria-Stimmung — eine Stimmung, die den Einsamen hält und erhält, — sie wird ihm noch Ueberwindung und Sieg. Wer einmal rein nur auf sich selber baut und vertraut — auf seine Menschennatur — auf das Fremdeste und Dunkelste in sich, muß alle Vorkommnisse in sich lieben lernen. Es heißt: das amor

fati in sich verlegen, wie es die große Natur tut, die niemals klagt, sondern duldet und schweigt. Alles Klagen hat erst die Menschheit in die Natur hineingetragen. Und doch bedeutet der Mensch noch immer die mächtigste Natur. —

So im Uebersinnen der Dinge muß ich auf einmal meine Traurigkeit lieben. Ich staune, wie allmächtig die Seele ist. Es ist, als ziehe Sonnenschein und Frühlingsweide in mein winterliches Dasein ein.

* * *

Die Weihnachtsglocken haben ausgeklungen, die Feiertage sind verrauscht. Mein Schritt ist wieder meinem Bergdorf zugewandt. Das Gewölk hängt überall zerrissen, lichte Bläue füllt aufs neue die Himmelsweiten und breitet sich klärend um blendendweiße Grate und Gipfel. Auf die winterliche Welt fällt fließender Sonnenschein, an die Fröste der Erde schlägt das neue Wachsen des Lichtes.

Den Hang, daran mein Pfad sich emporwindet, bespült die Nachmittagssonne. Ich schreite langsam, von Gedanken umschwärmt, die immer mehr von mir Besitz nehmen und in mein Empfinden eindringen. Immer fester und klarer sprießt in mir die Gewißheit auf, daß das Ausgesetzte — das völlig Vereinsamte und abseits Stehende es ist, das im Dasein noch einmal das Maßgebende — das Bestimmende — das Aufrichtende und Führende abgibt, — daß, wer einmal der Welt noch Heiland wird, zuerst Paria sein muß: ein Mensch, der von allem abgefallen ist, der alles verlassen hat, der jede äußerliche Schutzwehr und Verankerung von sich wirft, — ein Mensch, der M e n s c h geworden ist. Er ist sich selber Versicherung genug, dem Rätselhaftesten in sich leistet er willig Gefolgschaft. Es weht um ihn die völligste Unsicherheit, was er ist — was mit ihm geschieht, wie bei der Natur selber, der gleich er gelassen auf alles Geschehen zu harren scheint und alles wandelnd in sich aufnimmt. Es macht ihn einzig stark und Stand haltend

jedem Ansturm von außen her. Sein Alleinstehen gibt seiner Macht erst die übermächtige Sicherheit, die ihn zuletzt über alles triumphieren läßt. Sein Triumph ist seine Unverwüstlichkeit — sein Ueberleben. An ihm und seiner Stellung zu allen den falschen äußeren Machthabern der flüchtigen Gegenwart erfüllt sich das weite Wort Jesu: „Und die Letzten werden Erste und die Ersten die Letzten sein." Es bedeutet: Parias Erhöhung.

Eine laute freudvolle Helle belebt meine Seele, in der das Bild des Paria lebendig umgeht. Es verdichtet sich in ihr in all seinen Dunkelheiten als lichtestes Ziel. Sie erkennt in allen Großen eine Paria-Periode und in den Größten und Eigenmächtigsten reichen die wesentlichsten Paria-Merkmale durch das ganze — einmal zu sich selber gekommene Leben und über das Ende hinaus. So schaut meine Seele in gewissem Abstande als Allergrößte: Jesus und Nietzsche. Beide vollendete Paria-Typen. Der letztere bis an sein Ende zu größter innerer Vereinsamung und Abgeschiedenheit verurteilt, lechzend nach verstehenden Freunden, sich verzehrend im eigenen Feuer, das die großen Gedanken seiner Seele erzeugt und zuletzt den eigenen Geist in Nacht begräbt. Der andere, — heute noch nach fast zweitausend Jahren in die Gegenwart hineinleuchtend als ein „Licht der Welt", als ein unbegreiflich Hohes, voller Rätsel und Wunder —, starb, gerichtet und verurteilt von seinen nächsten Mitmenschen, den gemeinen Verbrechertod.

Meine Seele besinnt sich tief, diesen Verlauf der Dinge verstehen zu können. Wie man so handeln konnte an dem reinsten und seltensten Menschen, — an einem, der von niemandem mehr nahm, der nur geben wollte — nur abgeben? — An ihm, der geschlechtsfrei dastand, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm, soweit man zu schauen vermag! — Und verständnisvoll blitzt es in meiner Seele auf: Jesus, der größte Paria: daß er nichts mehr erstrebt

— nichts mehr will — nichts mehr bedarf von außen her, macht ihn dazu, macht ihn zum machtvollsten Menschen der Welt, macht ihn zugleich hassenswert allen jenen, die nur durch Zusammenstehen Macht aufbringen und entfalten können, die damit ihre eigene Ohnmacht eingestehen und zugleich verbergen. „Die Welt" ist angefüllt mit solchen Machtbeständen. Staat und Kirche erwachsen zumeist auf solchem Boden, die herrschende Allgemeinheit als Gesellschaft — Sitte und Satzung, als Einrichtung sind solche Bestände. Sie alle verhelfen einem Ansichmachtlosen zur Herrschaft. Jeder Abfall von ihnen wird ein Machtausfall am Bestande solcher Herrschaft und als Beispiel gefahrdrohend für ihr Bestehen überhaupt. Es erweist sich daher als nötig für den falschen Machtbestand, ein von ihm abweichendes Tun zu ahnden. Und erzogen und gewöhnt daran, diesen Machtbestand als das Wahre und Unverletzliche hinzunehmen, hilft alles mit, was sich nicht zu innerer Selbstständigkeit durcherarbeitet, auf jede Paria-Veranlagung Steine zu werfen. Es ist gut so: sie werden Prüfstein der Paria-Veranlagung und alle Gegnerschaft wird durch solches Tun gegen ihr Wollen zu Diensten für die Entwicklung und Entfaltung des Paria eingespannt. Sein Tun wird eben noch einmal Diktion: ihm gehört immer die Zukunft, die notwendig seine Kraft erweist — seine Erhöhung bringt.

Helles Frohlocken bricht in meiner Seele aus: sie schaut das beständig Wankende des ganzen gesellschaftlichen Machtgefüges und aller hochtönenden Pluralbegriffe. Wie sie sich nur mühsam aufrecht halten, eine glatte, gleißende Außenseite aufweisen und innen überall brüchig, hohl und morsch sind. Sie können nur stehen, wenn sie zusammenstehen, — nur vorwärtskommen, wenn sie einander halten und führen. Ein Fehlendes an Natur ist ihnen Lebensbedingung; es bedingt zugleich das sofortige Versagen ihrer Lebenskraft für dort, wo das Leben als Natur in ungehemmter Kraft und Form ins Dasein tritt.

Hier begegnet meiner Seele im Schauen die Erkenntnis, daß alle Kunst die eigentlichste Betätigung des Paria ist. Dieser, da und dort inner- und außerhalb der Gesellschaft auftauchend, findet im Kunstschaffen endlich einzige Zuflucht für die Not und Fülle seiner Natur. Kunst im höchsten — im schöpferischen Sinne ist das Werk des Paria. Sein Sichabfinden mit der Welt, zugleich seine edelste mögliche Lebensführung.

Hier dämmert mir noch aus Tiefen Verständnis auf für das häufige Freitod- oder Wahnsinnsende bedeutender Dichter und Künstler. Ich denke an Hölderlin, Lenau und Nietzsche, an den Fall des großen Paria, Heinrich von Kleist, an den allzu frühen Freitod Otto Weiningers und des jungen, bei aller Tiefe ungemein zarten Walter Calè, die beide vielleicht ein Hineinsehen in Gesellschaft und Beruf — in die Philisterwelt (bei Weininger wohl auch in die heutige Weibssphäre) so ungeheuer zurückschreckte, daß sie sich nicht mehr ertrugen in der sie erdrückenden Wirklichkeit.

Auf der anderen Seite rücken mir die vielen anmaßenden und geschwätzigen „Kunst"-Unternehmungen in die trübschimmernde Atmosphäre ihrer geschäftlich geschäftigen Tätigkeit. Alle Betonung — alle Fürsorge sehe ich bei derlei Betätigungen auf den Begriff Publikum und Gesellschaft gerichtet; den Begriff Kunst paßt man den Wünschen dieser „Gesellschaft" an. So entströmt auch solchem Unternehmen übler Geruch für die Lebenssphäre des echten Künstlers — des Paria; — um so übler und verfänglicher, als sich hier ein im Grunde zumeist eitles gesellschaftliches Bestreben und spießerische Ehrsucht die Farben der Zufluchtsstätte des Paria aneignen und oft täuschend maskiert sich aufspielen als Pflegestätte der Kunst. — — —

Aber nicht länger bleibt meine Seele am Uebersinnen von derlei Dingen hangen. Ein wildes Empfinden kommt in mich, das alles entschlossen von sich abschüttelt. Frei und

froh steh ich da auf eigenen Füßen, tief mich beugend vor aller Natur, hoch und stolz mich aufrichtend vor allem, was Gesellschafts- und Mehrheitsbegriffe mir anmaßend zutragen. Es ist, als brauchte ich oft ein solches Gegenüber zur eigenen Aufrichtung und Sicherheit.

Doch nur meine Großen dauernd im Auge behaltend und andächtig ihren Anblick genießend, will ich mit meiner Natur ihnen nachfolgen. Es heißt mich, meine eigensten Wege gehen — meine Pariawege. Und so meiner selbst teilhaftig werdend, an Vorhergegangene mich anschließend und Kommenden wieder Anschluß bringend, fühle ich mich als fortschreitende Sicherheit, die bemüht ist, jeden Rest eines Kompromisses vollständig in sich zu tilgen. Zugleich kommt eine Weite in mich wie ein Ueberschwang, die lächelnd sich einzusetzen begehrt für die Art und das Wachstum des Paria, — die alle Zurücksetzung und Erniedrung für Erhöhung nimmt. Sie sagt mir glaubensselig, daß meine Seele davon übertönt: Wir — vielleicht die Mitträger und Mitschöpfer einer Kulturerneuerung — wir Entwicklung — wir Wandlungen — wir Natur — wir Paria: wir wiegen im Leben und im Totsein eine ganze Gesellschaft — ja jede Art von Gesellschaft auf. — — —

* * *

Ich bin wie im Rausche auf der Höhe angekommen. Der Abend breitet sich rein und klar um mich aus und umarmt Täler und Hänge mit seinen schattenblauen Händen. Vereinzelte Sterne treten schon zaghaft funkelnd in die Himmelsweite. Stücke von Bergkämmen tragen noch glühendes Licht. Vor mir in halber Dämmerung kauern zwei kleine Bergdörfer wie große Vogelnester zwischen Hängen und Mulden eingefügt. Zuhinterst halbverloren — das fahle Hüttengewirr an fahlem, spärlich beschneitem Hange überragend — der Kirchturm meines Dorfes.

Eine kleine idyllische Freude besetzt meine Seele mit Glück.

Arthur von Wallpach / Ohne Mittler.

„Jesus meine Zuversicht!“
Wem dies Wort im Herzen zündet,
Ist es eine Bahn voll Licht,
Die vor Gottes Antlitz mündet.

Doch die Liebe, hochgeschwellt,
Wird die Kühnen nicht verfluchen,
Die durchs Labyrinth der Welt
Selbst den Weg zum Himmel suchen.

Kluibenschädels deutscher Literaturspiegel.

Eine Blütenlese.

Ich *will* nicht geistreich, geistvoll oder fein pointiert schreiben. Ich würde mich für keinen dieser Lobsprüche bedanken. Ich bin glücklich und zufrieden, wenn ich mir im Laufe der Zeit ein einziges Wörtlein verdiene. Das lautet: **„ehrlich.“** ...Ich schreibe ja nicht für ästhetische Tees, **sondern für das Volk.**

*

Es gibt einen eigenen Stil, *mit dem man sich in das Herz des Volkes schreibt.* Und diesen Stil hat Ganghofer *los.*

*

Es ist ja doch alles verwandt auf Erden.

*

Wir sind *Barbaren, solange es einen Krieg gibt, wir sind kaum mit tastendem Fuß auf der ersten Sprosse der hohen Leiter zur Kultur,* solange wir die Greuel des Krieges *dulden.* Dieser Ausruf drängt sich jedem auf die Lippen, der noch als Mensch fühlt, während er diesen Roman liest. Und wenn er ihn aus der Hand gelegt hat *so geht er ihm noch tagelang nach.*

*

Ich habe alle Achtung vor dem Kriegsroman der Berta v. Suttner und vor den Kriegsnovellen Detlevs von Liliencron. Walter Bloem hat ihnen aber den Rang abgelaufen.

*

Ein großes Kunstwerk haben wir ja in diesem Schlüsselroman, der unverkennbar die Züge des Königs Ludwigs II. von Bayern trägt, nicht vor uns.

*

Es ist schier ein Uebereifer des Erzählens in diesem Dichter, der .. ihn auch zu einer stilistischen Flüchtigkeit verleitet, die saloppe Ausdrücke gerade dort manchmal durchrutschen läßt, wo wir künstlerische Plastik gewünscht hätten.

*

Das tragische Schicksal eines jungen jüdischen Rechtsanwaltes, der sich für eine professionelle Verbrecherin gegen das keimende Leben einsetzt.

*

Er (Robert Michel) schwankt zwischen Allüren der Moderne und einem ebenfalls nicht echt wirkenden simplen Fibelstil, der da und dort gefährlich ins Banale überschlägt.

*

Die Sprache fließt in einem bilderreichen Strom, trunken vom eigenen Wort und doch vortrefflich in der Plastik. Dazwischen schnalzt dann plötzlich ein kecker Peitschenknall...

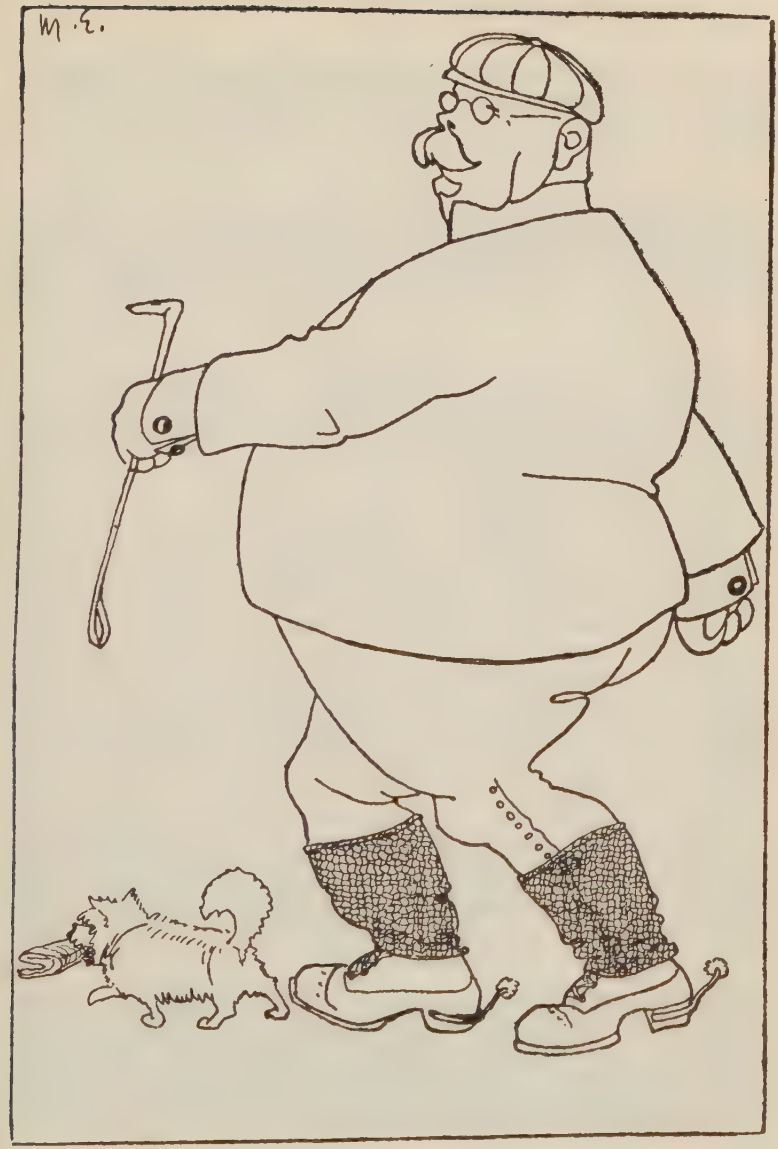
*

Was hätte aus diesem Stoff ein großer Satiriker machen können! Dauthendey ist über eine phantastische Groteske nicht hinausgekommen, die noch dazu ziemlich verzeichnet ist und mit vom Zaun gebrochenen Geschmacklosigkeiten arbeitet.

*

Ich habe diese Dichtung in einem Zug gelesen, vielfach wie von einem innern Zwang getrieben laut gelesen. Und ich hatte schließlich den großen und andachtsvollen Eindruck davon, als ob ich dem Spiel einer mächtigen Orgel

(gez. von Max v. Esterle.)



Alma Mater
Oenipontana V.

Professor Thomas Friedrich.

mit allen ihren Registern gelauscht hätte. (Max Geißler „Das Tristanlied".)

*

Wir sollten viel mehr gute Gedichte lesen, als es geschieht, weil wir uns sonst manchen innern Wert rauben, der uns leicht zuteil werden kann.

*

Sie schafft namentlich in dem Helden, der schuldlos die Verachtung eines Judas trägt und schließlich daran zugrunde geht, einen so mächtigen Charakter, daß — mancher froh wäre, wenn er so was auf die Bühne zu stellen hätte.

*

Es hat mir immer für ein Zeichen besonderer Begabung gegolten, wenn ein Dichter selbstherrlich über die Jahrhunderte schaltet, wie mit einem Runenstab die Schatten der Vergangenheit &c.

*

Wenn man keine Brücke findet, dann muß man springen.

*

Die Satire resultiert deshalb eigentlich aus der Freude an der beobachteten und richtig erfaßten lustigen Situation.

*

Keine Situationskomik. Wie trefflich ohne dieses Requisit auszukommen ist und wie man sich doch durch drei Akte glänzend unterhält, dieses Problem hat Ettlinger restlos gelöst. Ettlinger hat ganz entschieden das Zeug zum feinen Lustspiel.

*

Wir plätschern mit Behagen in dem satirischen Humor dieser Szenen, ob uns der Dichter nun in ein Literatenkaffee führt, uns an einer spiritistischen Sitzung oder an einem Begräbnis teilnehmen läßt...

*

Köstliche Charakterzeichnungen schöpft Presber aus der menschlichen Menagerie gewisser moderner Literatenkreise, die unter dem Sammelbegriff der seit jeher unsterblichen Sippe der Nichtskönner, Neider und Nörgler am besten gekennzeichnet sind. Der Roman Presber's, in dem der

Humor eine durchaus glückliche Ehe mit einer gesunden Satire eingegangen ist &c.

*

Ich kann den lebendigen Impuls, der mir aus diesem Werk entgegenströmte, nur mit dem Eindrucke der unmittelbaren Nähe Goethes vergleichen, den ich bei meinem ersten Besuch des Goethe-Hauses in Frankfurt empfing.

*

Was einst viele Gemüter erbaute, ist in seiner unfreiwillig komischen Naivität für uns Menschen von heute eine ganz drollige Lektüre. Diese Heiligen mit ihrer Angst vor den Umstrickungen der bösen Welt wirken vorwiegend recht belustigend.

*

Es war ein ebenso glücklicher als aussichtsvoller Gedanke, die Autoren des Verlages L. Staackmann zu einer Anthologie zu vereinigen. Julius A. Wentzel hat das in seiner Sammlung „Vom freudigen Schaffen. Eine Anthologie aus unseren Tagen" unternommen. (Leipzig, L. Staackmann.) Zwanzig Dichter finden sich da in einer geschickten und mit gutem Geschmack getroffenen Auswahl vereint: Bartsch, Dreesen, Otto Ernst, Ertl, v. d. Gabelentz, Geißler, Ginzkey, Greinz, Hans Hart, Heubner, Müller-Guttenbrunn, A. De Nora, Ostini, Rosegger, Schönherr, Schöttler, Schreckenbach, Söhle, Spielhagen, Terramare. Namen, die den verschiedensten Zweigen dichterischen Schaffens angehören und die trotzdem ein gemeinsamer großer Zug verbindet: die aufrechte und stolze Lebensbejahung, eine Weltanschauung, die fern ist von allem kränkelnden Pessimismus, von jeder dekadenten Richtung. Die Novelle und Skizze herrscht in dem Bande vor. Heimatkunst und Humor, Schalk und Laune, Gemütstiefe und feine Stimmungsmalerei, Lebenswahrheit, Mark und Kraft geht durch dieses Buch. Es ist ein gesundes Buch, ein mannhafter gemeinsamer Aufstieg zu den wahren Höhen der Dichtkunst, wo es keinen Firlefanz, keine Pose, nichts Gemachtes und Unempfundenes gibt. Was in diesem freudigen Schaffen sprudelt, das sind eigene Quellen, die zu einem mächtigen Strome zusammenfließen. Keine trüben Fluten, kein reißendes Wasser. Ein

klarer Wellengang, in dem sich reiche Ufer und die Sonne eines lichten Tages spiegeln. Diese Anthologie ist wie selten eine berufen, ein Volksbuch zu werden, wozu ja auch der staunenswert billige Preis (1Mk. 80 für den hübsch gebundenen umfangreichen Band) beitragen wird. Möge dieses echt deutsche Buch eine Verbreitung nach vielen Tausenden finden. Sein Inhalt kann nur freudige Erhebung bringen und einen frohen, lebensbejahenden Widerhall in der Seele des Lesers.

*

Keine Höhen, zu denen wir aufstarren. Alles ist uns nah. Wir sind mitten drinnen.

*

Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich diese stumme Tragödie im Hochgebirg weinend zu Ende gelesen habe. Das soll dem alten Rosegger einer nachmachen! Der ist noch viel jugendkräftiger als so manche andere, die sich jung heißen. Und wie verschwindet alles Uebermenschentum &c.

*

Das ist goldener, sonniger, aus dem Innersten quellender Humor, der die Dinge der Welt nicht mühselig witzelnd mit einer künstlichen Blendlaterne beleuchtet.

*

Man liest mit dem innigsten Vergnügen die Gründung des Burschenvereines Ramlfing unter der Aegide des braven Pfarrers Wamperl... Es ist echter bajuvarischer Humor, der in diesen drolligen Epopöen liegt, jene olympische Wurstigkeit, die mit voller Seelenruhe über all die „Pazi" lacht, die auf unserer Erdrinde krabbeln und eine mehr oder weniger ausgiebige Rolle spielen. Der Humor A. De Nora's ist breit, behäbig, in seinen Pointen massig und kraftvoll zutreffend. Kein stichelnder Humor, nein, ein Hammerschlag auf den Nagelkopf, ein Maßkrug auf den Schädel des Gegners. Ein erquickender (!) Humor, der restlos befriedigt und keinen bittern Nachgeschmack hinterläßt.

* * *

Kurz, ein Humor, dem nur geborene Kluibenschädel gewachsen sind. Glückliche Meister dieses freudigen Schaffens! Tränen der lachenden und Tränen der weinenden Seligkeit, beides fließt ihnen im Maßkrug ihrer Weltbetrachtung zu jenem edlen Naß zusammen, an dem sich die Gemütstiefe des Pöbels berauscht und Prosit ruft. Kein Wunder, daß Herrn Greinzens Begeisterung sich bisweilen übernimmt, wo es gilt, jene mark- und kraftvolle Staackmannschaft zu feiern, zu der er selbst gehört und deren Recken, wie wir hörten, ein gemeinsamer großer Zug, eine ideale Gütergemeinschaft verbindet: die senkrechte stolze Lebensbejahung, eine robuste optimistische Weltanschauung, ein mannhaft vereinter gradus ad parnassum und was dergleichen Ideale mehr sind, die diesen großen Zug ins Allgemeinsame haben. So trefflich aber Herr Rudolf Greinz als Lokomotivführer dieses idealen Güterzugs am Platze sein mag — wenn er diese seine ursprüngliche Bestimmung zu vertuschen und die Zugkraft seiner Aktion dadurch zu steigern sucht, daß er sich im selben Zug zum Blitzzugsführer durch die deutsche Literatur des letzten Jahres aufwirft, so wird die Situation „kritischer", als es in seiner Absicht lag, und es erwächst einem die Pflicht, ihm mit jener Blendlaterne heimzuleuchten, die auch der sonnigste Humor nicht in den Schatten stellt. Und da der flinke Urheber dieses pfiffigen Betriebsmanövers vollends keine andere Legitimation vorweisen kann als seine fettgedruckte Ehrlichkeit, so muß er sich gefallen lassen, daß der „dürre" Witz, den seine behäbige Geistverachtung im Schweiße ihres Humors bespöttelt, mit „olympischer" Wurstigkeit im Bremserhäusl Platz nimmt. Nicht um zu verhindern, daß der Staackmann'sche Gütertransport ungefährdet ans Ziel seiner geschäftlichen Bestimmung gelange; im Gegenteil, um ihm den Umweg über Stationen zu verleiden, die nicht auf seiner Allerwelts-Route liegen. Um kusch zu rufen, wenn Herr Kassian Kluibenschädl zu flüchtigem Aufenthalt Namen wie Liliencron, Heinrich Mann, Dauthendey, Bédier und — Nietzsche ausruft. Daß es in jenem kurz abfertigenden Ton geschieht, der einem rechtschaffenen Schaffner, der seinen Fahrplan und die Instruktion im Kopf hat, stets von Herzen kommt, ist ein zu schwacher Trost für die Enttäuschung, daß einer, der mit seinen innigsten Gefühlen nach Ramlfing tendiert, diese

Namen überhaupt im Munde führt. Ist doch an diesem literarischen Kursbuch des Herrn Greinz nichts verdienstlicher als das, was er entschuldigen zu müssen glaubt: die notgedrungene Unvollständigkeit, die willkürliche Beschränktheit seiner Auswahl. Aber wenn schon so viele unberücksichtigt blieben, die eine Würdigung durch Herrn Greinz nicht minder verdient hätten als die Staackmann-Autoren, die alle gewissenhaft herausgestrichen sind, warum, so frägt man sich, mußten Dichter zu billigem Aufputz herhalten, die im Umkreis dieser kritischen Rundschau ein Recht auf Ignorierung, nicht bloß auf Bagatellisierung hatten! Wie kommt der unvulgäre Glanz ihrer Namen dazu, von einem Spiegel deutscher Literatur eingefangen zu werden, aus dem nichts herausschaut als die unverhüllte literarische Physiognomie des Herrn Greinz und der verschleierte Reklame-Trick eines Verlegers! Wozu diese Verstattlichung eines kommunen Betriebs! Erstes bis vierzigstes Tausend steht auf diesem Dokument einer großzügigen Geschäftsbejahung. Es kostet 20 Pfennig. Das ist billig, wenn man der Versicherung des Herrn Greinz Glauben schenken will. Aber es ist unbillig, wenn man die Firma Staackmann einen idealen Unternehmungsgeist betätigen sieht, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als die „großen Massen des Volkes“ für die zeitgenössische Literatur zu interessieren — und wär es auch nur zu dem Zweck, um dieses Interesse möglichst unauffällig hinters Licht der eigenen Interessen zu führen. Dieses Recht läßt sich der rührige Verlag nicht nehmen. Um keinen Preis. Er läßt's dafür den Leser etwas kosten. Koste es, was es wolle.

Ludwig von Ficker.

I. Literarischer Abend des „Brenner“

Innsbruck, kleiner Stadtsaal

Donnerstag, 4. Jänner 1912

½8 Uhr abends

VORLESUNG

KARL KRAUS

aus eigenen Schriften

I.

DER BIBERPELZ
DER TRAUM EIN WIENER LEBEN
DIE WELT DER PLAKATE

(Satiren)

II.

DIE CHINESISCHE MAUER

(Essay)

Sitzplätze zu 3·50, 3.— und 2.— Kronen
Stehplätze 1 Krone.

Studentenkarten (gegen Vorweis der Legitimation) 60 h

* * *

Kartenvorverkauf ab 28. Dezember in der Papierhandlung **Max Jeggle** am Burggraben

Schriftliche Vormerkungen auf Sitzplätze nimmt der **Brenner-Verlag,** Karlstraße 4 entgegen

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

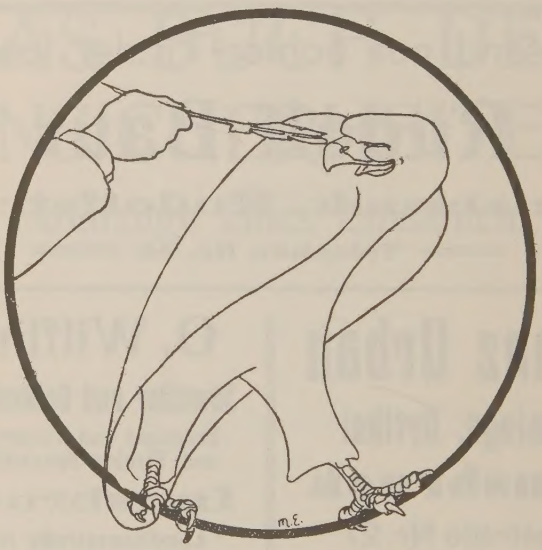
Telephon Nr. 1801

liest über 500 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Für Weihnachten empfehlen wir:

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.